

Spurensuche auf fünf Kontinenten

Ein neues Projekt zum deutsch-jüdischen Kulturerbe

Vom 25. bis zum 27. Oktober 2011 veranstaltete das MMZ in den Räumen der »Stiftung Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum« die Internationale Konferenz »Kultur und Identität. Deutsch-jüdisches Kulturerbe im In- und Ausland«. Kulturstaatsminister Bernd Neumann hielt den Eröffnungsvortrag, der nachfolgend in Auszügen wiedergegeben wird. Die gesamte Rede kann auf der Homepage des MMZ nachgelesen werden.

Exzellenzen, lieber Herr Simon, lieber Herr Prof. Schoeps, meine sehr verehrten Damen und Herren, vor fast genau einem halben Jahr, am 13. April, war ich das letzte Mal hier, in der Neuen Synagoge in der Oranienburger Straße. Damals wurden feierlich dreizehn Bücher an die Jüdische Gemeinde zurückgegeben, die von den Nationalsozialisten geraubt waren. Die Zentral- und Landesbibliothek Berlin hatte diese Bücher im Rahmen eines Forschungsprojektes wieder aufgefunden, das zum großen Teil von der Arbeitsstelle für Provenienzforschung und Recherche finanziert wurde, die mein Haus gemeinsam mit der Kulturstiftung der Länder trägt. [...]

Restitution bedeutet, nicht zu vergessen, dass die Geschichte der geraubten Kunstwerke immer auch die Geschichte von Menschen ist, die verfolgt, gedemütigt, vertrieben oder ermordet wurden. Spurensuche passt auch dort. Daraus, meine Damen und Herren, aus dieser Singularität des Holocausts leitet sich eine moralische Verpflichtung ab, die niemals verjähren kann. Ich sage es ganz deutlich. Es wird für Deutschland keinen Schlussstrich unter die Suche nach NS-Raubkunst und unter deren Restitution geben. Daran gibt es für mich nichts zu deuten.

Im Jahr 2008 habe ich die sogenannte Arbeitsstelle für Provenienzforschung und Recherche eingerichtet, die Museen, Bibliotheken und Archive dabei unterstützt, Kulturgüter zu identifizieren, die in der NS-Zeit den rechtmäßigen Eigentümern entzogen wurden. Diese Provenienzstelle wird jährlich mit einer Million Euro aus meinem Haushalt und zusätzlich mit zweihunderttausend Euro durch die Kulturstiftung der Länder unterstützt. Es wurden insgesamt 87 Forschungsvorhaben gefördert. Wer sich jetzt immer noch dem Auftrag der Provenienzforschung mit dem Vorwand fehlender Mittel entzieht, muss sich über kurz oder lang Fragen zu seinem moralischen Verantwortungsbewusstsein gefal-

len lassen. Niemand kann guten Gewissens, Kulturgut unklarer Provenienz in seiner Sammlung dulden. Dabei ist es unsere Überzeugung, dass die Klärung der Provenienz eines Kunstwerkes nur der erste Schritt eines jeden Restitutionsverfahrens ist. Der weitaus sensiblere ist der zweite Schritt: die Suche nach fairen und gerechten Lösungen, wie es infolge des Washingtoner Abkommens von 1998 lautet. Dies kann aus meiner Sicht nur heißen,

Kafka, Karl Kraus, Kurt Tucholsky, Lion Feuchtwanger, Paul Celan, Stefan Zweig, Marcel Reich-Ranicki, um nur einige zu nennen. In der bildenden Kunst fallen mir Marc Chagall, Max Liebermann, Oskar Kokoschka und Felix Nussbaum ein und bei der Musik zum Beispiel Gustav Mahler, Arnold Schönberg, Yehudi Menuhin, Erwin Schulhoff und wenn man weiter nachdenkt viele andere mehr. Theodor W. Adorno, Albert Einstein,

Ernst Cassirer, Hannah Arendt, Paul Ehrlich und Martin Buber haben die Wissenschaft in ihren Disziplinen entscheidend geprägt und vorangebracht und für Film und Bühne fallen mir Max Reinhardt, Therese Giehse, Fritz Kortner, Ernst Lubitsch oder Billy Wilder ein.

Auch die Geschichte unserer großen Kultureinrichtungen ist untrennbar mit den Namen jüdischer Industrieller und Mäzene verbunden. So hat zum Beispiel Eduard Arnhold, dem preußischen Staat vor hundert Jahren, wir haben kürzlich das Jubiläum gefeiert, die Villa Massimo in Rom geschenkt, unsere nationale Kunstgalerie, für die mein Haus zuständig ist.

James Simon hat ein Vermögen in die Grabungen und Forschungen investiert, die heute ein wesentliches Fundament der Stiftung der Stiftung Preussischer Kulturbesitz darstellen. Heinz Berggruen schließlich bereicherte als großer Sammler und Mäzen Berlin um eine einzigartige Kollektion, die in Charlottenburg nun ihr eigenes Haus besitzt und derzeit vom Bund erheblich erweitert wird. [...]

Deutschland, meine Damen und Herren, ist gleichermaßen das Land von Goethe und Schiller, wie es auch das Land von Heine und

Mendelssohn-Bartholdy ist. Es gibt keinen besseren Ort in Deutschland als das Moses Mendelssohn Zentrum an der Universität Potsdam, um sich der Gesamtheit des deutsch-jüdischen Kulturerbes zu widmen. Mit seinem Ansatz, gleichermaßen Geschichte, Religion und Kultur der Juden und des Judentums in den Ländern Europas zu erforschen, steht es bundesweit einmalig da. Dabei wird besonderer Wert auf die Beziehungsgeschichte von Juden und nicht jüdischer Umwelt gelegt, also auch auf die gesellschaftliche Integration. Mit Ihren Projekten leisten Sie, lieber Prof. Schoeps, einen einzigartigen kulturellen Beitrag und da ich so noch nicht die Möglichkeit hatte, das zu sagen, möchte ich mich an dieser Stelle, auch für die Bundesrepublik Deutschland, herzlich für Ihren Einsatz bedanken. (siehe auch Seite 4)



Kulturstaatsminister Bernd Neumann eröffnete die MMZ-Tagung »Kultur und Identität. Deutsch-jüdisches Kulturerbe im In- und Ausland«

Foto: Heinz-Peter Kattewski

dass jede Form der fairen und gerechten Lösung nur an die prinzipielle Bereitschaft zur Rückgabe anknüpfen kann. Verjährung kann es nicht geben. Verfügungsbeschränkungen sind unvorstellbar. [...]

Lieber Herr Schoeps, Sie haben mich sofort überzeugt, als Sie mir im Sommer vergangenen Jahres das Forschungsprojekt zum deutsch-jüdischen Kulturerbe im In- und Ausland vorstellten. Dieses Projekt, welches wir ja, wie Sie gesagt haben, fördern, ist mehr als überfällig. Es ist mehr als überfällig, den jüdischen Beitrag zur deutschen und europäischen ja weltweiten Kultur zu erforschen und auch zu würdigen. Wer könnte sich die Literatur unseres Landes, meine Damen und Herren, vorstellen ohne Ludwig Börne, Alfred Döblin, Artur Schnitzler, Elias Canetti, Else Lasker-Schüler, Franz

»Seine Pflicht als Staatsbürger treu zu erfüllen«

Gedenken an Oberstabsarzt Dr. Julius Schoeps

Anlässlich der Kranzniederlegung zum Gedenken an Oberstabsarzt Dr. Julius Schoeps hielt am 4. Oktober 2011 in Berlin-Kladow der Kommandeur des Lazarettregiments 31 Berlin, Oberfeldarzt Dr. Jens-Peter Evers, eine Rede, die wir ungekürzt dokumentieren:

Stabsarzt Julius Schoeps leitete nur wenige Tage nach Kriegsausbruch 1914 ein Reservelazarett in Berlin. Er wurde für seine aufopfernde Behandlung und Pflege der verwundeten Soldaten mehrfach ausgezeichnet und kümmerte sich auch über das Kriegsende hinaus um verwundete Soldaten. 1920 wurde Dr. Julius Schoeps zum Oberstabsarzt befördert. Nach dem Krieg arbeitete Schoeps wieder als praktischer Arzt in Berlin. 1939 meldete er sich erneut zum Militärdienst. Aufgrund seines jüdischen Glaubens wurde er 1942 in das KZ Theresienstadt deportiert, wo er am 27. Dezember kurz vor seinem 79. Geburtstag an einer nicht behandelten Urämie starb.

Herr Prof. Dr. Schoeps, Herr Rabbiner Prof. Dr. Homolka, Frau Dr. Kotowski, Kameradinnen und Kameraden,

diese nüchternen Fakten über Oberstabsarzt Dr. Julius Schoeps habe ich schnell nach

der Übernahme des Kommandos über das Lazarettregiment 31 »Berlin« gelernt. Doch weit wichtiger als die bloße Aufzählung der militärischen Vita von Oberstabsarzt Dr. Julius Schoeps ist für mich die Fragestellung, was wir aus seinen Taten und seinem Wirken für die heutige Zeit lernen können.

Oberstabsarzt Dr. Julius Schoeps war ein aufrechter, offensichtlich vom Preußentum geprägter Sanitätsoffizier, für den es selbstverständlich war, seine Pflicht als Staatsbürger treu zu erfüllen. Selbst in schwierigsten Zeiten war Pflichterfüllung für ihn nicht bloß ein leeres Bekenntnis, sondern ein Charakterzug seiner Person und ein Ansporn für sein Handeln. Dieses Verständnis von Pflichterfüllung ist es, welches wir in der neuen Bundeswehr mehr denn je benötigen.

Zugleich stand für Oberstabsarzt Dr. Julius Schoeps die Versorgung seiner Patienten an oberster Stelle seines Lebens. Sein Beruf war für ihn nicht zu trennen vom täglichen Leben. Die Tätigkeit als Mediziner war kein Job für ihn, sondern eine Berufung. Diese Einstel-

lung lebte er sowohl in Uniform als auch als Zivilist in seiner eigenen Praxis. Gerade dieses Verständnis der Berufsauffassung ist es, welches wir im Sanitätsdienst der Bundeswehr benötigen.

Vermutlich war es die Maxime der Berliner Jüdischen Gemeinde: »Alle Deutschen müssen ihre Pflicht tun, aber wir deutschen Juden müssen mehr tun als die Pflicht«, die Schoeps dazu bewogen hat, stets mehr zu tun, als das, was von einem Sanitätsoffizier gemeinhin erwartet wird. »Nicht der Pflicht nur zu genügen!« ist

Der damalige Stellvertreter des Befehlshabers Sanitätsführungskommandos und heutige Inspekteur des Sanitätsdienstes der Bundeswehr hat in seiner Rede anlässlich der großen Kommandeurstagung in Lahnstein vor knapp drei Monaten sechs Kernwörter genannt, die quasi als Schlüsselwörter für den neuen Sanitätsdienst der Bundeswehr gelten können.

Er sagte – ich zitiere – »Das Zauberwort heißt ›Pflichterfüllung‹. Es gibt aber noch Hilfswörter die da heißen ›Korpsgeist‹, ›Respekt‹ ›Opferbereitschaft‹,



Feierliche Kranzniederlegung mit militärischen Ehren zu Ehren von Dr. Julius Schoeps (1864-1942) in Berlin-Kladow.

Foto: Lazarettregiment 31 Berlin

eine Forderung, die nicht vom Dienstherrn an uns gestellt werden kann; doch ist sie Forderung, die wir uns alle – so wie Oberstabsarzt Dr. Julius Schoeps – zu Eigen machen sollten. Gerade eine solche Forderung an uns selbst kann uns helfen die notwendige Berufszufriedenheit zu erhalten, die wir benötigen um im Sinne der Auftrags Erfüllung notwendige Härten zu bewältigen.

Mit unserer Erinnerung an Oberstabsarzt Dr. Julius Schoeps gedenken wir somit nicht nur eines ausgezeichneten, verdienstvollen Sanitätsoffiziers des ersten Weltkrieges mit tadelloser Grundeinstellung zu seinem Beruf, sondern können auch Lehren für unser heutiges Leben ziehen. Gespiegelt am Leben von Oberstabsarzt Dr. Julius Schoeps erkennen wir Werte und moralische Hinweise, die wir als Angehörige des Lazarettregiments 31 »Berlin« als Maxime für unsere sanitätsdienstliche Tätigkeit – sei es während unserer Auslandseinsätze, sei es während unserer Tätigkeit hier im Inland – nutzen können und nutzen sollten.

›Kameradschaft‹ und ›Stolz‹.«

Diese Tugenden hat uns Oberstabsarzt Dr. Julius Schoeps in idealer Weise vorgelebt.

Wir gedenken einem Mann, der sich sowohl als Staatsbürger, als vorbildlicher Arzt und als deutscher Soldat jüdischen Glaubens um sein Vaterland und um die Menschen verdient gemacht hat.

In diesem Sinne ist uns Oberstabsarzt Dr. Julius Schoeps Vorbild in unserer täglichen Auftrags Erfüllung und Verpflichtung im Kampf gegenüber Verfolgung und Vernichtung von Angehörigen jüdischen Glaubens, im Kampf gegenüber Unrecht und Intoleranz, Gleichgültigkeit und Unmenschlichkeit zugleich.

Meine sehr verehrten Damen, sehr geehrte Herren, liebe Kameradinnen und Kameraden,

ich danke Ihnen allen, dass Sie heute an der Kranzniederlegung zu Ehren von Oberstabsarzt Dr. Schoeps teilgenommen haben. Sie setzen damit ein wichtiges Zeichen des Gedenkens und der Versöhnung.

»Die ganze Erde wird zum Vielvölkerstaat«

Transnationale Positionen deutschsprachig-jüdischer Schriftsteller aus Wien vor und nach der Shoah

Transnationalität war in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ein fundamentales Thema europäisch-jüdischer Intellektueller. Insbesondere das supranationale Gebilde der Österreichisch-Ungarischen Monarchie stellte der »nationalen Heimatlosigkeit« eine ins positive gewendete multinationale Alternative gegenüber. Heute findet die Auseinandersetzung mit der jüdischen Tradition der Diaspora wieder statt, deren Erfahrung dazu geführt hat, die Verdienste des liberalen Pluralismus wertzuschätzen.

Der Idee einer nationalstaatlichen Verwurzelung setzen in Österreich erneut jüdische Schriftsteller ein Konzept von transnationaler Zugehörigkeit entgegen, welches Heimat nicht in festen Nationalgrenzen und durch die Identifizierung mit einer Nationalkultur definiert, sondern eine bewusste Distanz zu jenen Konzepten wahrt. Die in Wien lebenden Autoren Robert Schindel und Doron Rabinovici schlagen ihre Wurzeln nicht in der Nation Österreich, da eine österreichisch-jüdische Identität durch die (vermittelte) Erfahrung der Shoah und antisemitische Kontinuität für sie prekär geworden ist. An die Stelle einer Nationalitätszugehörigkeit tritt für sie das Verorten in der österreichischen »Wortheimat«, da sie in der deutschen Sprache das Sprachrohr zu ihrer inneren Heimat fanden. Betrachtet man demzufolge Heimat als keiner territorialen Gebundenheit verpflichtet, sondern als innerliches Bedürfnis des Menschen nach Erinnerungen, emotionalen, sozialen Bindungen und Traditionen, dann muss dieser Begriff nicht maßgeblich geografisch fixiert sein. So wird die Sprache für einen Schriftsteller zu seiner geistigen Heimat, die er an jedem Ort der Welt in sich trägt.

Die gegenwärtigen transnationalen Entwürfe jüdischer Identität in Österreich sind einerseits geprägt von der Beständigkeit jenes in der Habsburger Monarchie entstandenen europäisch-jüdischen Gefühls: »Mitteleuropa ist heute ein Trugbild: Mit der Vernichtung des europäischen Judentums ist auch jenes kulturelle Mitteleuropa unwiederbringlich dahin. Doch pulst jene Zeit in mir fort, sie trägt all das Vergangene herauf, sei es in den Schriften Milo Dors, im Werk von Aleksandar Tišma, Ivo Andrić, Robert Musil, Joseph Roth und vieler anderer. Insofern spielte und spielt dieser Raum auch in meinem Schreiben eine große Rolle.« (Robert Schindel)

Andererseits wird, wie auch schon Robert Schindel es in diesem Zitat andeutet, eine nostalgische Erinnerung an das alte europäische (Ost)judentum abgelehnt. Es geht nicht darum, eine Brücke von altem zum neuem jüdischen Schreiben zu bauen, sondern vielmehr dar-

um, den Bruch zwischen beiden aufzuzeigen: »Wer (...) von einer scheinbar verträumten, seligen Zeit schreibt als wäre das Gestern eine versunkene Welt, wird an nichts erinnern, sondern verleugnet bloß und verfällt dem Kitsch und der Folklore« (Doron Rabinovici). Das Spannungsverhältnis dieser beiden Positionen nicht ignorierend, soll eine Historisierung von literarischen

ihres Lebens im Vielvölkergemisch der Habsburgermonarchie eine Perspektive auf die ihnen eigene nationale »Heimatlosigkeit des Judentums«, welche diese nicht nur als »Leiden und Fluch, sondern als Vorzug und Segen« (Joseph Roth) zu betrachten vermochte. Es soll untersucht werden, inwieweit die postmodernen Eigenschaften Unsicherheit, Unbestimmtheit und Ortlosigkeit, die bereits das Leben von jüdischen Intellektuellen im Vielvölkerstaat der Habsburgermonarchie charakterisierten, in den Romanen von Schindel und Rabinovici dargestellt werden. Anhand der Identitätsproblematik der Figuren in den zu analysierenden Romanen »Gebürtig«,

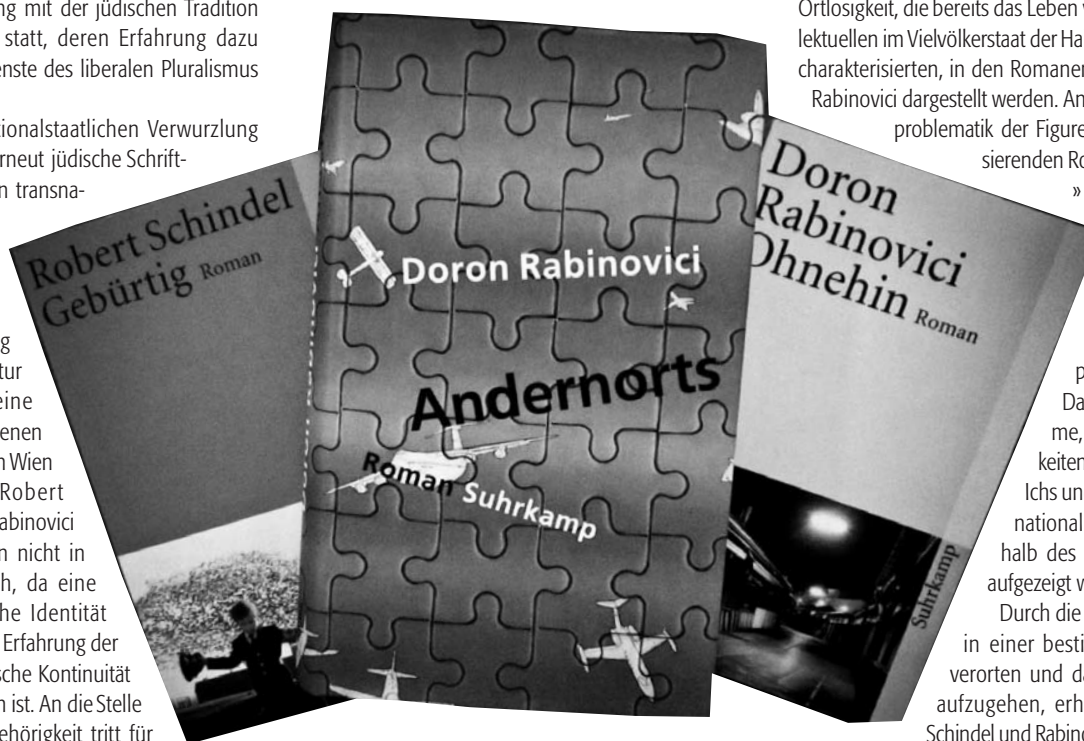
»Ohnehin« und »Andernorts«, die sich durch Vielschichtigkeit und Ambivalenz auszeichnen, sollen paradigmatisch die Darstellung der Probleme, aber auch Möglichkeiten des postmodernen Ichs und die Loslösung von nationalen Grenzen innerhalb des Romangeschehens aufgezeigt werden.

Durch die Unmöglichkeit, sich in einer bestimmten Nation zu verorten und darin bedingungslos aufzugehen, erhalten Autoren wie Schindel und Rabinovici die Möglichkeit,

den Blick von außen auf politische und kulturelle Entwicklungen aufzuzeigen und somit die Notwendigkeit der Öffnung von Nationen für Veränderungen und Prozesse zu vermitteln. Gerade die jüdische Erfahrung der Nichtzugehörigkeit zu einer bestimmten Nation wird am Beginn des 21. Jahrhunderts, in dem Vertreibung, Exilierung und Migration in Europa von immer mehr Menschen Realität wird und sich die Frage nach dem Verhältnis von Heimat und Exil auf vielfältige Weise neu stellt, von existentieller Bedeutung. Die Frage ist, ob in unserer globalisierten, multipluralistischen Welt geografisch eingegrenzte Identitäten überhaupt noch zeitgemäß sind oder ob es laut Heinrich Heine ohnehin nur eine »portative Heimat« gibt. Mandy Seidler



Mandy Seidler, M.A., studierte bis 2009 an der Friedrich-Schiller-Universität in Jena Germanistische Literaturwissenschaft, Volkskunde/Kulturgeschichte und Interkulturelle Wirtschaftskommunikation. Von August 2009 bis Januar 2010 arbeitete sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin innerhalb des Forschungsprojektes »Akademische Frauen in den Naturwissenschaften 1904–1945« im Auftrag des Gleichstellungsbüros der FSU. Seit November 2010 ist sie Stipendiatin im Walther-Rathenau-Kolleg Potsdam.



Prozessen stattfinden, mit deren Hilfe das heutige Selbstverständnis der Gegenwartsautoren Schindel und Rabinovici erklärbar gemacht werden kann. Die Frage, die zu klären sein wird, lautet demnach: Wie sind die Autoren zu ihren gegenwärtigen transnationalen Positionen gekommen, die ihre Romane charakterisieren? Hierzu sollen die Werke transnationalen Charakters eines Joseph Roth und Stefan Zweig als Folie dienen, unter der die transnationalen Positionen der gegenwärtigen deutschsprachigen jüdischen Autoren betrachtet werden. Die von Rabinovici und Schindel beschriebenen gesellschaftlichen Entwicklungen transnationalen Charakters sollen im Lichte des Vielvölkergemischs der Habsburgermonarchie untersucht werden. Dabei wird die Habsburgermonarchie und speziell das Konglomerat Wien als »Laboratorium der Postmoderne« (Heidemarie Uhl) verstanden. In dieser Region fanden bereits in den Jahrzehnten um 1900 Prozesse statt, die heute im Zeitalter der Globalisierung wieder von Bedeutung sind. Diese von dem österreichischen Historiker und Kulturwissenschaftler Moritz Czászy formulierte Forschungsperspektive konstatiert, dass die heutigen postmodernen Erfahrungen von Pluralität, Heterogenität und individueller sowie kollektiver Fragmentierung keine neuen Phänomene des 21. Jahrhunderts darstellen, sondern bereits die Lebenswirklichkeit in den sprachlich und ethnisch heterogenen Schichten des Vielvölkerstaates bestimmten. Joseph Roth und Stefan Zweig entwickelten im Laufe

Genese und Zukunft deutsch-jüdischer Identität

Eine Tagung des MMZ zum deutsch-jüdischen Kulturerbe im In- und Ausland

Vom 25. bis zum 27. September 2011 fand in den Räumen der Stiftung Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum, die vom MMZ organisierte Konferenz »Kultur und Identität.

Deutsch-jüdisches Kulturerbe im In- und Ausland« statt. Die Konferenz wurde im Rahmen des Projektes »German-Jewish Cultural Heritage« veranstaltet, welches sich das Erkennen, Erfassen und Bewahren von deutsch-jüdischem Kulturerbe zum Ziel gesetzt hat.

Die Veranstaltung bot Raum für Fragestellungen von Identität und Kultur im Allgemeinen sowie mit der Rolle deutscher Juden in verschiedenen Gesellschaftssegmenten im Speziellen. Die Referenten/innen diskutierten die Geschichte, Genese und Zukunft deutsch-jüdischer Identität und befassten sich über die begrifflichen Fragen hinaus auch mit den institutionellen Notwendigkeiten und Möglichkeiten zum Erhalt dieses Erbes.

Neben der wissenschaftlichen Auseinandersetzung trugen eingeladene Gäste aus Politik und Gesellschaft, wie der Staatsminister für Kultur und Medien Bernd Neumann, Botschafter Heinrich Kreft, die Mitglieder des Bundestages Brigitte Zypries und Monika Grütters sowie »Tagesthemen«-Sprecher Tom Buhrow wesentlich zur Diskussion über mögliche Formen der Verantwortungsübernahme in der Gesellschaft bei.

Exemplarisch wurden auch verschiedene Unterprojekte von »German-Jewish Cultural Heritage«, die von Elke-Vera Kotowski (Potsdam) betreut werden, vorgestellt, so beispielsweise eine Datenbank zu der Exilzeitschrift »Der Aufbau« und eine Ausstellung samt



Podiumsdiskussion mit Michael Wolfssohn, Moshe Zimmermann, Tom Buhrow und Julius H. Schoeps.

Foto: Heinz-Peter Katlewski

Präsentation zu einem transatlantischen Briefwechsel der deutsch-jüdischen Familie Guttman im Zeitraum von 1926 bis 1944.

Obwohl unter dem Titel »Deutsch-Jüdisches Kulturerbe im In- und Ausland« insgesamt produktiv gearbeitet werden konnte, zeigte sich in den wiederkehrenden Diskussionen, dass diese Begrifflichkeit an ihre Grenzen stieß. Der Bindestrich zwischen »deutsch« und »jüdisch« stand dabei immer wieder zur Debatte. Es wurde deutlich, dass die Pluralität der Identitäten über die durch den Bindestrich geschaffene Bipolarität hinausweist. Denn er klammert Aspekte wie Gender, Transit- und Exilidentitäten oder soziologische Milieus und Formen der Selbstwahrnehmung aus.

Die Konferenz ließ erkennen, dass gleichermaßen in Wissenschaft wie in Politik und Gesellschaft zum Thema deutsch-jüdisches Kulturerbe eine beträchtliche Bereitschaft zur Förderung und Erforschung besteht. Es wurde jedoch auch festgestellt, dass der Bestand an (im-)materiellem Erbe, die wissenschaftliche Auseinandersetzung und der politische Förderungswille oft disparat bleiben.

Allerdings ist noch nicht das volle Potential an Kooperation und transnationaler Zusammenarbeit ausgeschöpft. Eine umfassende Vernetzung, wie sie auch von dem Projekt angestrebt wird, erscheint daher unerlässlich.

Alisa Jachnowitsch & Dana Müller

»Das Leben als Kunstwerk«

Der Dandy als kulturhistorisches Phänomen im 19. und frühen 20. Jahrhundert

Die diesjährige Herbsttagung der Gesellschaft für Geistesgeschichte (27. bis 29. Oktober) widmete sich dem Dandy und griff damit ein ebenso klassisches wie innovatives Thema auf – ist doch der Dandy sowohl eine historische als auch eine moderne Erscheinung. So werden bekannte Namen wie George Brummel, der als erster Dandy gilt, Oscar Wilde und Charles Baudelaire damit assoziiert und haben das Bild des Dandys mit ihren anspruchsvollen Selbstinszenierungen nachhaltig geprägt. Aber der Dandy ist auch ein aktuelles Phänomen: Immer wieder stellen sich beispielsweise Künstler und Literaten selbst in die Tradition des Dandys oder werden von den Feuilletons vor diesem Hintergrund definiert. Und der Camp als Identität des 20. Jahrhunderts knüpft an den Dandy an. So widmet Susan Sontag Teile ihres Essays »Notes on »Camp« (1964) Oscar Wilde und führt aus, Camp sei »eine Art [...], die Welt als ein ästhetisches Phänomen zu betrachten. Nicht um Schönheit geht es dabei, sondern um den Grad der Kunstmäßigkeit, der Stilisierung«. Auf das Spannungsfeld zwischen Exklusivität und Massenkultur ging auch Günther Erbe in seinem Einführungsvortrag ein, wenn er den Dandy als eine »janusköpfige Figur« beschreibt: »einerseits Kavalier alter Schule und in Habitus

und Mentalität dem 18. Jahrhundert verhaftet, andererseits die adligen Standesschranken und -regeln durchbrechender Einzelgänger«, der sich im »Zuge der Kommerzialisierung und »Amerikanisierung« der Lebenswelt neue Selbstbehauptungsstrategien zulegen musste.

Die Vorträge der nächsten beiden Konferenztage zeigten die Bandbreite des Themenkomplexes auf: Die biographischen Beiträge gingen auf die bereits erwähnten bekannten Vertreter des Dandytums ein, aber auch Persönlichkeiten wie Stefan George, Theodor Herzl und Francesco von Mendelssohn, »dem exzentrischsten »glamorous boy« der Weimarer Republik, stadtbekannt durch seine exaltierte Erscheinung, berühmt für seine spektakulären Partys« (Thomas Blubacher), konnten in diesem



Kontext aus innovativen Perspektiven betrachtet und analysiert werden.

Erläuterungen zum »Dandy aus Sicht der Men's Studies« kamen von Gregor Schuhen, der danach fragte, »ob es sich beim Inszenierungsmodell des Dandys um ein subversives Maskulinitätskonzept handelt, dass den Maßgaben einer hegemonialen Männlichkeit zuwiderläuft, ob der Dandy möglicherweise aufgrund seines asketischen und mitunter antisozialen Habitus' als geschlechtlos gelten kann oder ob es sich beim Dandy gar um den Vorreiter eines neuen modernen Maskulinitätskonzepts handelt, der dazu imstande ist, einer als durch und durch krisenhaft empfundenen Männlichkeit zu seinem Selbstbewusstsein zu verhelfen.«

Isabelle Stauffers Vortrag befasste sich hingegen mit der »femme dandy« und der konkreten Überlegung, ob sich aus »diesem flüchtigen Erscheinen so etwas wie eine Tradition erkennen lässt, die vergessen gegangen ist, ähnlich wie viele Autorinnen der Literaturgeschichte?«

Alle Vorträge, von denen hier nur einige angedeutet werden konnten, werden in einem Sammelband erscheinen, der zentrale Fragen zum Dandy beantwortet wird und möglicherweise auch neue Forschungsprojekte anregen kann.

Anna-Dorothea Ludewig

Talmud Babli von 1832 in Halberstadt

Das Berend Lehmann Museum feierte sein zehnjähriges Bestehen

Mit einem Festakt würdigten am 23. September Gäste aus den USA und Israel gemeinsam mit Sachsen-Anhalts Kultusminister Stephan Dorgeloh (SPD) und Prof. Julius H. Schoeps (Moses Mendelssohn Stiftung) das zehnjährige Bestehen des Halberstädter Berend Lehmann Museums für jüdische Kultur und Geschichte. Dessen Namensgeber, der bekannte Hofjude August des Starken Issachar Berend Lehmann (1661–1730), war eine der bedeutendsten jüdischen Persönlichkeiten der Domstadt. Durch seine Aktivitäten wuchs der Anteil der jüdischen Bevölkerung auf 10 Prozent der Gesamtbevölkerung an. Für diese Gemeinde ließ Lehmann im Rosenwinkel ein Lehrhaus errichten, die Klaus, an der bis zu ihrem Ende 1938 bedeutende Rabbiner wirkten. Der kleine Synagogenraum der Klaus ist erhalten und wird heute für Wechsellausstellungen und Veranstaltungen genutzt.

Zusätzlich zu dem Lehrhaus schenkte Lehmann der Halberstädter jüdischen Gemeinde eine der prächtigsten Barocksynagogen im deutschen Raum, die 1938/1939 auf Kosten der jüdischen Gemeinde abgetragen wurde. Auf der Ostseite der Barocksynagoge befand sich die Mikwe, das Ritualbad, in der Judenstr. 26. Das »Frauenbad« im Keller des Fachwerkhauses aus dem 15. Jahrhundert ist in großen Teilen erhalten, und das Tauchbecken wird noch heute von Quellwasser gespeist.

Die Mikwe ist der Kern des Berend Lehmann Museums, dessen historischer Fachwerkbau durch einen Neubau auf dem benachbarten Grundstück

erschlossen wird. Das Museum findet wachsendes Interesse. Bis heute haben es Gäste aus 17 Ländern besucht. Die Dauerausstellung erzählt die wechselvolle Geschichte der Juden im deutschen Raum am Beispiel Halberstadt. Das Konzept, das in einem Lehr- und Forschungsprojekt an der Universität Potsdam entwickelt wurde, erwies sich als tragfähig, ebenso die Museumsausstattung. Deshalb wurde daran nichts geändert. Vielmehr wurde die Ausstellung um Erkenntnisse, Dokumente und Objekte ergänzt, die in den vergangenen zehn Jahren hinzu gekommen waren. In besonderem Maße wuchs die Fotowand im zentralen Bereich der ersten Etage. Ehemalige jüdische Halberstädter haben im Lauf der Jahre umfangreiches historisches Fotomaterial zur Verfügung gestellt. Sie wollen, dass Familien in der Stadt, für die sie viel geleistet haben, angemessen repräsentiert sind. Zur Wiedereröffnung am 23. September 2011 brachte Julius H. Schoeps eine besondere Gabe mit: einen frisch erworbenen seltenen Talmud Babli von 1832 in deutscher Übersetzung. In dessen Subskriptionsliste hatte sich einst auch der Gerson Lasch, Lehrer an der jüdischen Schule Halberstadt, eingetragen.

Im Rahmen des Festaktes hob Kultusminister Dorgeloh hervor: »Die jüdische Kultur hat das Leben und die Entwicklung Halberstadts über Jahrhunderte geprägt. Die Spuren dessen waren nach dem Holocaust und der fast kompletten Zerstörung Halberstadts im II. Weltkrieg beinahe ausgelöscht.« Er würdigte, dass das Berend Lehmann Museum und die Moses Mendelssohn Akademie in den vergangenen andert-

halb Jahrzehnten mit Kompetenz und Engagement dazu beigetragen habe, diesen Teil der Halberstädter Geschichte angemessen darzustellen.

Jutta Dick, Direktorin der Moses Mendelssohn Akademie, betonte, dass sich die Akademie mit dem Berend Lehmann Museum im Lauf der Jahre zu einem Ort entwickelt hätten, den die ehemaligen jüdischen Halberstädter und ihre Nachfahren selbstverständlich und gern besuchten. »Allein 2011 sind Angehörige von 20 alten Halberstädter jüdischen Familien bei uns zu Gast gewesen. Sie erfuhren in den vergangenen Jahren, dass unsere Türen ihnen immer offenstehen. Da braucht es kein Jubiläum.« Vergangene Woche besuchte Benjamin Pappenheimer die Halberstädter Grundschule wieder, die nach seiner Tante, der ermordeten Miriam Lundner, benannt ist. Auch er steuerte ein Jugendbildnis und ein Hochzeitsfoto seiner Mutter für die riesige Fotoerinnerungswand des Museums bei. Während des Festaktes übergab Jutta Dick der Grundschule als Leihgabe ein Gemälde mit einem fiktiven Porträt Miriam Lundners. An der Jubiläumsveranstaltung nahm auch der 87-jährige ehemalige israelische Staatssekretär Jakob Hirsch teil, der in Halberstadt geboren wurde und dessen Vater lange Jahre als Jurist in der Halberstädter Metallfirma Hirsch arbeitete. Hirsch ist heute Vorsitzender des Israelischen Freundeskreises der »Aktion Sühnezeichen-Friedensdienste«.

Das wiedereröffnete Berend Lehmann Museum wurde seiner alten/neuen Bestimmung durch das Wiederanageln der Mesusa an der Eingangstür durch Uri Faber übergeben.

Jutta Dick & Uwe Kraus



Unter den zahlreichen Gästen in Halberstadt waren auch Julius H. Schoeps und Sachsen-Anhalts Kultusminister Stephan Dorgeloh (linkes Bild). Uri Faber brachte die Mesusa an der Museumstür an.

Foto: Uwe Kraus

Das MMZ und die Alexander-von-Humboldt-Forschungsstelle Berlin haben in einem Gemeinschaftsprojekt den Briefwechsel von Alexander von Humboldt mit der Familie Mendelssohn ediert. Der im Akademie Verlag erschienene Band bietet 329 Briefe aus dem Zeitraum von 1818 bis 1859, von denen bisher nur sehr wenige in Aufsätzen und Quelleneditionen abgedruckt worden sind. Im einleitenden Teil führen die Herausgeber Sebastian Panwitz und Ingo Schwarz in die Mendelssohnsche Familiengeschichte jener Zeit ein und malen ein plastisches Bild von den freundschaftlichen Kontakten zu Humboldt.

Alexander von Humboldts Korrespondenz mit verschiedenen Mitgliedern der Familie ist nicht allein wegen der beachtlichen Zahl der überlieferten Briefe bedeutsam. Der Briefwechsel berührt sehr verschiedene Lebensbereiche Humboldts, so etwa die Vorbereitung seiner Reisen, die Realisierung wissenschaftlicher Beobachtungen, die Förderung von talentierten jungen – oft jüdischen – Forschern und die umsichtige und taktvolle Verwaltung der Humboldt'schen Finanzen durch die Bankiers Joseph und Alexander Mendelssohn.

Humboldt revanchierte sich für die Großzügigkeit der Mendelssohns, indem er ihren Gesellschaften durch seine Anwesenheit Glanz verlieh. Das entscheidende Band, das den berühmten Gelehrten und Kammerherrn

Alexander von Humboldt und die Bankiers, Mäzene, Künstlerinnen und Künstler, Musikerinnen und Musiker der Familie Mendelssohn zusammenhielt, war jedoch die gemeinsam gefühlte und gelebte Verantwortung als Bürger eines aufstrebenden Gemeinwesens.

Sebastian Panwitz/Ingo Schwarz (Hrsg.), Alexander von Humboldt – Familie Mendelssohn. Briefwechsel, Akademie Verlag, Berlin 2011, 492 S., 79,80 €

Am 20. Januar 2012 jährt sich zum 20. Mal die Gründung des MMZ. Hinter dem bisher Erreichten stehen vor allem die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die seit 1992 hier beschäftigt waren. Im Hinblick auf das bevorstehende Jubiläum entstand im Oktober 2010 so die Idee, die 70 ehemaligen wissenschaftlichen bzw. Projektmitarbeiter sowie die dem Haus seit langem eng verbundenen Kollegen um einen Beitrag für eine Festschrift zu bitten, um so die Vielfalt der in der Vergangenheit geleisteten Arbeit aufzuzeigen.



Die jetzt am Haus beschäftigten Mitarbeiter, die den Band gemeinsam herausgeben, haben es neben ihrer Arbeit in nicht einmal einem Jahr geschafft, den Band fertigzustellen. So geben die 34 Beiträge, die den Forschungsschwerpunkten des Zentrums zugeordnet sind, einen anschaulichen Einblick in die Arbeit der vergangenen 20 Jahre auf dem Gebiet der deutsch-jüdischen und europäisch-jüdischen Geschichte. Zudem widmet sich ein Kapitel der Bibliothek bzw. den Sondersammlungen, die u.a. bedeutende Nachlassbibliotheken wieder einem breiteren Publikum zugänglich machen.

Für ihr stetiges Eintreten für Demokratie und Freiheit, Frauen- und Bürgerrechte, für ihren Kampf gegen Antisemitismus und für die Aussöhnung von Juden und Christen ist Hildegard Hamm-Brücher im Juni diesen Jahres in München die Moses Mendelssohn Medaille 2011 verliehen worden. Nun liegt die Broschüre mit den Ansprachen zu dieser Ehrung vor, welche neben der Laudatio von Dr. Rachel Salamander (München) auch Texte von Professor Julius H. Schoeps, Dr. Charlotte Knobloch, Christian Ude (München) und

die Dankesrede von Hildegard Hamm-Brücher enthält. Die Broschüre kann direkt beim MMZ bezogen werden.

In den heutigen Grenzen Brandenburgs gab es bis in die 1930er-Jahre in mehr als 50 Städten und Gemeinden Synagogen als Zentren jüdischen Lebens.

Die ersten Synagogenbauten wurden Anfang des 18. Jahrhunderts errichtet; die letzten entstanden im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts. Einige Synagogen verloren durch Wegzug der Gemeindemitglieder bereits vor 1933 ihre Funktion. Doch die überwiegende Zahl der Gebäude wurde in der Pogromnacht am 9. November 1938 zerstört oder so beschädigt, dass sie ihrer Funktion beraubt waren und nicht weiter genutzt werden konnten. Dies war ein weiterer Schritt zur systematischen Verfolgung, Vertreibung und Ermordung der Juden in Deutschland und Europa und zur Zerstörung der Zeugnisse jüdischer Kultur und Religion. Durch Kriegseinwirkung und Umbau oder Abriss nach 1945 verschwanden auch die restlichen Synagogenbauten fast vollständig aus dem Ortsbild. Heute sind nur noch wenige Gebäude bzw. Fragmente ehemaliger Synagogenbauten im Land Brandenburg zu finden.

Eine Wanderausstellung, die zur Zeit vom MMZ in Kooperation mit dem Haus der Brandenburgisch-Preussischen Geschichte (HBPG) erarbeitet wird, will einem breiteren Publikum sowohl die Funktion der Synagoge als Ort jüdischer Religionsausübung erläutern, als auch die historische Beziehungsgeschichte und deren Spannungsfelder zwischen jüdischer Minderheit und nichtjüdischer Mehrheit näherbringen.

Aktuelle Fotografien der einstigen Synagogenstandorte in Brandenburg präsentieren die »wiedergefundenen Orte«, an denen heute kaum mehr etwas an die jüdische Geschichte erinnert. Die »Jetzttaufnahmen« werden durch historische Bilder, Synagogenmodelle, rituelle Kultgegenstände, Zeitzeugenberichte und verschiedenste Erinnerungsstücke ergänzt.

Nachdem die Ausstellung vom 12. März bis 17. Juni 2012 im HBPG in Potsdam präsentiert wird, soll sie in Brandenburg auf Wanderschaft gehen.

2012 jährt sich nicht nur zum 300. Mal der Geburtstag Friedrichs II., sondern auch zum 200. Mal der Erlass des Emanzipationsedikts für die Juden in Preußen: Dies war ein Meilenstein auf ihrem Weg zur Gleichberechtigung, denn nun wurden sie preussische Staatsbürger und standen nicht mehr außerhalb der Gesellschaft. Bis dahin waren sie gemäß des von Friedrich II. 1750 erlassenen Reglements in sechs Klassen eingeteilt und bis auf die Generalprivilegierten entweder Schutzjuden oder nur geduldet. Mit der Ausstellung im Haus der Brandenburgisch-Preussischen Geschichte (12.3.–3.6.2012), dem dazu erscheinenden Buch und der wissenschaftlichen Tagung (11.–13.3.2012) soll der Frage nachgegangen werden, welche Tragweite das Edikt für die Veränderungen der Lage der Juden hatte. Auf der Tagung wird ausgehend von ihrer Situation zur Zeit Friedrichs II. und der Diskussion um deren Veränderung dann der Blick auf andere Territorien gelenkt, in denen auch über die Emanzipation diskutiert worden ist. Die Veränderungen der Situation der Juden werden unter dem Schwerpunkt behandelt, welche Möglichkeiten der Entwicklung sich dadurch auftraten bzw. welche Grenzen es aber nach wie vor gab, und wie sie sich zeigten.

I M P R E S S U M

Herausgeber

Moses Mendelssohn Stiftung
Sebastianstraße 31
D – 91058 Erlangen
Telefon: 09131-61800
Fax: -618011
kladow@snaflu.de

Moses Mendelssohn Zentrum

für europäisch-jüdische Studien
Am Neuen Markt 8
D – 14467 Potsdam
Telefon: 0331-280940
Fax: -2809450
moses@mmz.uni-potsdam.de
www.mmz-potsdam.de

Moses Mendelssohn Akademie

PF 1420, 38804 Halberstadt
Rosenwinkel 18
D – 38805 Halberstadt
Telefon: 03941-606710
Fax: -606713
mma-halberstadt@t-online.de
www.moses-mendelssohn-akademie.de

Redaktion

Dr. Ines Sonder/Moritz Reininghaus

Druck

druckhaus köthen

Bankverbindung

Dresdner Bank
BLZ: 160 800 00
Konto-Nr.: 4200 7575 00